

Laudatio auf den 2. Preisträger: Hannes Ulbrich

„Jeder Satz spricht: Deute mich, und keiner will es dulden.“ So hat Theodor W. Adorno einmal das Befremdliche an Kafkas Werken charakterisiert. Hannes Ulbrich, der heuer den zweiten Schwäbischen Literaturpreis erhält, stellt seiner Erzählung „Die Bergwanderung. Eine selbsterfüllende Prophezeiung“ ein Motto aus Kafkas Geschichte „Das Urteil“ voran: „Aber den Vater muss glücklicherweise niemand lehren, den Sohn zu durchschauen.“ Was diesem Satz folgt, ist glücklicherweise keine Deutung, sondern eine literarische Anverwandlung – in Gestalt einer kürzeren Erzählung, die mit ihrer Handlungsidee, vor allem aber dank ihrer Schreibweise aus dem Gros der Bewerbungen weit herausragte. Hannes Ulbrich ist es dank inhaltlicher wie auch erzähltechnischer und stilistischer Anleihen bei Kafka gelungen, mit „Die Bergwanderung“ das diesjährige Ausschreibungsthema „In den Bergen“ überraschend und überzeugend zu variieren. Da waren wir uns in der Jury einig. Der dreiundzwanzigjährige Verfasser hatte sich als Nachwuchsautor eigentlich für den Wettbewerb der „Jungen Autoren“ beworben. Wir fanden aber alle, dass er gleich in der ersten Mannschaft spielen sollte; Thomas Müller lässt schön grüßen.

Was erzählt uns, in sieben kurzen Abschnitten, Hannes Ulbrich in seiner Geschichte? Der Ich-Erzähler, ein Student, flieht aus dem Haus seines Vaters in eine kleine Souterrain-Wohnung. Er jobbt nachts und studiert tagsüber, von beiden Tätigkeiten gleichermaßen überfordert, geistig wie körperlich. Sein Vater entpuppt sich als mythische, rätselhafte, machtvolle Gestalt: Er schickt dem Sohn immer wieder identische Briefe, die dieser längere Zeit weder öffnet noch liest; er jagt dem Sohn einen Leopard, einen Löwen und eine Wölfin auf den Hals; er greift schließlich unter der Tür des Sohnes durch und versucht, in dessen Wohnung einzudringen. Er verkörpert eine Gewalt, die immer bedrängender, bedrohender wird.

Der Sohn vergräbt sich, schwermütig, müde, phlegmatisch, in seiner Zimmerröhle, versteckt sich vor den Briefen und Rufen des Vaters, fällt in einen tiefen Schlaf, träumt dort vom Bergsteigen, rafft sich nach langer Studier-Pause wieder in die Bibliothek auf, fertigt atemlos Exzerpte an nur, um zu Hause festzustellen, dass diese Exzerpte den selben Wortlaut haben wie der eine Brief des Vaters, der zigfach reproduziert und bis dahin ungelesen an seinen Zimmerwänden klebte. Und am Ende? Steht vielleicht so etwas wie eine mystische Erfahrung, eine Befreiung? Der letzte Abschnitt beginnt jedenfalls mit den Worten: „Nun bin ich zwischen den Zuständen angekommen.“

Es ist eigentlich sinnlos, den Inhalt von Kafkas Erzählungen zusammenzufassen. Und auch von der Erzählung Hannes Ulbrichs wird sich kein Bild machen, wer nur ihre Story in Umrissen kennt. Denn dieser Text spielt gekonnt mit literarischen Verfahren, die wir von Kafka her kennen und deren verstörende Kraft sich nur beim Selber-Lesen oder Selber-Hören zeigt. Entscheidend für seine starke Wirkung ist, dass Alltägliches – das Wohnen, Jobben, Studieren, Postbekommen, Sich-Vor-Den-Nachbarn-Hüten, Bergwandern – unvermittelt neben Phantastischem steht – die wilden Tiere im Hausflur, die immergleichen Vaterbriefe an der Wand, die Bücherbergmassive in der Bibliothek, die paradoxe Identität von Selbst-Geschriebenem und Vater-Wort. Darüber hinaus finden sich weitere Themen und Motive aus Kafkas Schreiben, der unendliche Briefverkehr etwa, Bau und Verlies, Nachbarschaft und Isolation, Vatermacht und Angst des Sohnes oder das „Pfeifen“ am Ende des sechsten Abschnittes.

Eigenwillig ist dagegen der optimistische Schluss – Hannes Ulbrichs Text ist nicht nur traditions-, sondern auch selbstbewusst. Er ist eben nicht epigonal. Georg Bendemann im „Urteil“ vollstreckt mit einem Sprung in den Fluss das Todesurteil des Vaters. Hannes Ulbrichs Ich-Erzähler dagegen denkt kichernd: „Vater, ich habe gesündigt. [...] Jaja, ich weiß, jeder hat sein Kreuz zu tragen. Aber deines trage ich in Zukunft nicht mehr mit. Ich gehe nun wieder hinauf.“ Ulbrichs Ich-Erzähler versteinert nicht, wie man das für Kafka behauptet hat, in der Position des ‚ewigen Sohnes‘. Mir fällt dazu ein Aphorismus Kafkas ein: „An diesem Ort war ich noch niemals: anders geht der Atem, blendender als die Sonne strahlt neben ihr ein Stern.“

„Es gibt ein Ziel, aber keinen Weg. Was wir Weg nennen, ist Zögern.“ So lautet ein anderer der Aphorismen, die Kafka 1917 niederschrieb, nachdem er sich aufs Land nach Zürau zurückgezogen hatte. In Hannes Ulbrichs noch kurzem Dichterleben kann ich ein Zögern eigentlich nicht entdecken, auch keinen längeren Weg, kein Säumen und im Dunkeln tappen. Er sagt über sich:

„Bis auf die Kurzgeschichte für den diesjährigen schwäbischen Literaturpreis habe ich noch keine Erzählungen oder längeren Texte zu Ende geschrieben. Zwar habe ich wenige Geschichten begonnen, aber immer schnell wieder verworfen. „Die Bergwanderung“ ist der einzige längere und abgeschlossene Text. Außer Geschichten schreibe ich seit etwa fünf Jahren Liedtexte für meine Musik-Band Schlomo. Dazu sammle ich einzelne Sätze, die ich lese oder die mir eben einfallen. Zitate sind mir sowohl für die Lieder als auch bei Geschichten sehr wichtig. „Die Bergwanderung“ habe ich letztlich nur aus dem einzelnen vorangestellten Kafka-Zitat entwickelt.

Dass ich Dinge aufschreibe, hängt – denke ich – damit zusammen, dass ich viel lese und mich mit Geschriebenem beschäftige.“

Da habe ich schon gestaunt. Diese wirklich komplexe Erzählung – „der einzige längere und abgeschlossene Text“, den Hannes Ulbrich bislang geschrieben hat? Das lässt ja einiges hoffen, für die Zukunft der Neueren Schwäbischen Literatur! Und auch für die Zukunft einer Literatur, die weiß, wo sie herkommt – und auch, wo sie hinwill.

Friedmann Harzer